

Schwerpunkt Den Holocaust in Liechtenstein überlebt

Winter: «Wir können die Geschichte unserer Familien weitertragen»

Interview Anita Winters Eltern und Grosseltern haben den Holocaust überlebt. Ihr Vater in der Schweiz, ihr Grossvater, ihr Onkel und ihre Tante in Liechtenstein. Mit dem «Volksblatt» sprach sie über ihre Familie und die anderen Überlebenden des Horrors der Shoa.

VON SEBASTIAN ALBRICH

«Volksblatt»: Am 5. Mai wird dieses Jahr «Yom haShoa», der jüdische Gedenktag für die Opfer des Holocausts, begangen. Sie selbst sind ja Tochter von Holocaustüberlebenden. Einige ihrer Verwandten fanden damals Unterschlupf in Liechtenstein. Haben sie Ihnen jemals erzählt, wie das Leben hierzulande war?

Anita Winter: Meine Grosseltern – Moses und Elsi Strauss – haben immer betont, wie unglaublich menschlich und herzlich die Fürstnfamilie, die Regierung und die Bevölkerung gegenüber allen jüdischen Flüchtlingen waren. Sie durften sich nicht bloss in Liechtenstein aufhalten, sondern wurden auch liebevoll empfangen und respektiert.

Vor allem auch während der Siegeszeit des deutschen Reiches von 1940 bis 1942, als immer wieder die Forderungen des liechtensteinischen Naziblatts «Der Umbruch» auf Auslieferung der Juden nach Deutschland zurückgewiesen wurden. Dies gab ihnen ein starkes Sicherheitsgefühl im Alltagsleben.

Wie kamen ihre Grosseltern nach Liechtenstein?

Meine Grosseltern kamen aus Heilbronn. Mein Grossvater war Arzt und hatte dort eine gut gehende Praxis. Eines Tages stand da ein Schild, man dürfe nicht bei Juden kaufen; ihm war dann sofort klar, dass er das Land verlassen musste. Und obwohl meine Grossmutter vor der Heirat Schweizerin war, wurde ihnen die Flucht in die Schweiz nicht ermöglicht und so flohen sie nach Liechtenstein.

Somit lebten Ihre Grosseltern und Ihr Vater in Liechtenstein?

Nein, in Liechtenstein lebten nur meine Grosseltern sowie mein Onkel und meine Tante, die hier noch zur Schule gingen. Mein Vater, der als Jude nicht mehr zur Schule zugelassen wurde, ging daraufhin auf ein Internat in der Schweiz. Nach Abschluss des Internats begab er sich auf der Suche nach einer Ausbildungsstelle wieder nach Deutsch-

land – nach Berlin. Man muss sich das einmal vorstellen: Alleine als 16-jähriger Junge erlebte er die Kristallnacht – versteckt in einem Schrank. Er versuchte dann mit Hilfe der Schweizer Botschaft in die Schweiz auszureisen. Dies wurde von der Schweizer Botschaft in Berlin jedoch abgelehnt. Man wolle in der Schweiz keine Juden, hiess es. Mein Grossvater konnte ihm aber schliesslich in Liechtenstein ein Visum besorgen, und so reiste mein Vater ins Fürstentum ein. Als sie an der österreichischen Grenze seinen J-Stempel im Pass sahen, wurde er verspottet und schikaniert. Doch das war nicht so schlimm – Hauptsache, er konnte nach Liechtenstein ausreisen. Von dort gelang ihm dann die Flucht in die Schweiz. Er konnte in der Fabrik des Bruders meiner Grossmutter arbeiten. Meine Grosseltern folgten ihm dann nach dem Krieg von Schaan in die Schweiz.

«Man muss sich das einmal vorstellen: Alleine als 16-jähriger Junge erlebte er die Kristallnacht – versteckt in einem Schrank.»

Sie haben ja bereits den «Umbruch» erwähnt, hat Ihnen Ihr Grossvater jemals von Bedrohungssituationen erzählt?

Nein, hingegen kannten meine Grosseltern auch die Nazisympathisanten in Liechtenstein. Doch die Gewissheit, dass Regierung und Fürstenhaus nicht darauf eingehen würden, war so stark, dass sie die NS-Anhänger nicht als Bedrohung wahrnahmen. Was sie weit mehr belastete, war die ständige Gefahr eines deutschen Einmarsches.

Sie haben bislang von den Erfahrungen Ihrer Familie väterlicherseits gesprochen. Doch auch ihre Mutter hat überlebt. Wie konnte sie sich retten?

Meine Mutter Margit Fern und ihre Familie konnten nicht frühzeitig fliehen. Sie wurde – gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder – in einem der ersten Züge für Mütter und Kinder deportiert. Doch diese waren – wie meine Mutter es nannte – «noch schlecht organisiert»; und als der Zug anhielt, lies-sen die SS-Leute die «Passagiere» aussteigen. Ihre Mutter Rosa nahm daraufhin Kontakt mit Verwandten in Frankreich auf und sie

flohen nach Paris. Von diesem Moment an waren sie mit dem stetigen Vorrücken der Deutschen dauernd auf der Flucht. Wo auch immer sie war – im Versteck oder auf der Flucht, sie kämpfte konstant mit der Bedrohung ihres Lebens. Sie waren vom Rest der Familie getrennt, denn mein Grossvater, ein gelernter Textilkauflmann, wurde von Stuttgart aus nach Polen deportiert.

Meine Mutter wusste während sieben langen Jahren nicht, dass auch er überlebt hatte – als Einziger der damals riesengrossen Familie. Alle andere wurden an einem Tag erschossen: Die Eltern, alle Geschwister, Onkel, Tanten, Neffen, Nichten – die ganze Familie. Als Kind habe ich meinen Grossvater weinen sehen und ich verstand: Das ist ein ganz anderes Weinen und ich wusste, was es bedeutet. Ich habe das nie mehr vergessen. Er hat mit mir aber nie über seine traumatischen Erlebnisse gesprochen.

Wann haben Sie persönlich erfahren, dass ihre Eltern und Grosseltern den Holocaust miterlebt und überlebt haben?

Ich habe es als Kind gehört. Aber so jung kann man nicht erfassen, was es bedeutet. Erst als ich älter wurde und je älter ich werde, desto mehr erschüttert es mich in neuen Dimensionen. Das ist ein Prozess, der das ganze Leben andauert: Man kann diese Erniedrigungen, Demütigungen und Todesängste erst im Laufe der Zeit und auch nur annähernd nachvollziehen. Mein Vater hat viel über seine Erlebnisse gesprochen, weil es ihm wichtig war, dass die Geschichte nicht vergessen geht. Er hat während vieler Jahre auch zahlreiche Vorträge gehalten, er sprach in Schulen und an Gedenkveranstaltungen. Hingegen sprach meine Mutter nur bruchstückhaft über ihre Erfahrungen. Ihre Geschichte beinhaltet eine ganz andere Dimension. Ihr fiel es dann leichter mit meinem Sohn darüber zu sprechen.

Haben Sie aktiv danach gefragt?

Nein, mein Vater hat im Nachhinein gefragt, wieso ich nie nachgefragt habe. Und das ist richtig: Ich habe nie gefragt, denn ich hatte einfach Angst, meine Eltern damit zu verletzen und ich wusste, meine Mutter würde mit Weinen antworten.

Die Holocaustüberlebenden haben somit auch heute noch Sorge, das nächste Mal nicht rechtzeitig fliehen zu können?

Ja, ich höre das immer wieder in Gesprächen oder lese es in Briefen, die mir Überlebende schreiben. Sie haben Angst, dass sie heute mit dem wieder aufkommenden Antisemitismus den Moment der letzten Fluchtmöglichkeit verpassen. «Nie wieder werden wir bei den ersten Anzeichen glauben, dass alles nicht so schlimm werden wird», sagen sie

Weiter Informationen zur Arbeit der Stiftung unter www.gamaraal.org.



Anita Winter traf sich mit dem «Volksblatt» zum Gespräch in Schaan, wo ihre Grosseltern den zweiten Weltkrieg überlebten. (Foto: Michael Zanghellini)

Wie schwer ist es für die Überlebenden im Nachhinein darüber zu sprechen?

Viele Holocaustüberlebende reden nur zögerlich oder gar nicht darüber. Erstens haben sie Angst, dass man ihnen nicht glaubt. Zweitens schämen sie sich für die erlebten Erniedrigungen und Demütigungen. Drittens haben Sie Angst, dass die Ideen und Aktionen von Hitler und des Nationalsozialismus in irgendeiner Form zurückkommen und der Antisemitismus in diesem Ausmass wieder hochkocht. Das ist etwas, das Sie und ich nicht nachvollziehen können, da wir es nicht erlebt haben. Aber Menschen, die dies einmal erlebt haben, denken, was einmal geschehen ist, kann immer wieder passieren. Diese Furcht ist ein ständiger Begleiter und damit einhergehend die Angst, den richtigen Zeitpunkt zu verpassen, um rechtzeitig zu fliehen.

Die Angst, den richtigen Zeitpunkt für die Flucht zu versäumen, ihn nicht zu erkennen, ist gross.»

hat es für möglich gehalten». Auch heute ist es noch immer schwierig, zu glauben, was damals passiert ist. Aber diese Diskussion, wohin wir fliehen sollen, wenn es schlimmer wird, höre ich bei meinen Eltern immer wieder. Mein Vater hat uns das auch schon als Kinder gesagt. Meine Mutter hat eher geschwiegen. Doch ihr war immer wichtig, dass wir als Kinder den Mantel, die Schuhe und den Pass am Bett hatten, damit wir jederzeit fliehen können, wenn nötig. So ging es vielen Familien, in denen ebenfalls geschwiegen wurde. Die Kinder haben zwar die Geschichte nicht gekannt, aber die Ängste und Alpträume der Eltern haben sie mitbekommen.

Dies als Kind mitzuerleben, ist sicherlich schwer.

Ja. Immer wenn ich mit meiner Mutter am Bahnhof war und ein Güterzug durchfuhr, musste sie weg-schauen.

Wir sprachen vorhin davon, dass viele Überlebenden des Holocausts nur zögerlich darüber reden. Gibt es hier schon Überlegungen, wie es weitergeht, wenn der letzte Zeitzeuge verstummt und damit dieses Kapitel der Geschichte mit ins Grab zu nehmen droht?

Wir befinden uns gerade an einem historischen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Wir haben noch die Chance, mit den letzten Zeitzeugen zu sprechen, aber nicht mehr lange. Wir kommen nicht darum herum, uns zu überlegen, was wir danach machen. Wir – also die Kinder der Überlebenden – können die Geschichte unserer Familien weitertragen. Sozusagen als Zeugen der Zeugen. Wir werden die Zeitzeugen aber nicht ersetzen können.

Wie wichtig ist die Aufarbeitung der Familiengeschichte für die Kinder der Opfer?

Das ist aus meiner Sicht sehr, sehr wichtig: Traumata und Ängste werden weitergege-

ben und sowohl Opfer als auch Tätererfahrungen können zu Traumata führen. Ich bin sehr beeindruckt von der Formulierung von Elie Wiesel, dem Nobelpreisträger und Holocaustüberlebenden, der sagt: «Jene, die es nicht erlebt haben, werden nie wissen, wie es war. Jene, die es wissen, werden es nie sagen, nicht wirklich, nicht alles. Ausschwitz, das ist der Tod, der totale, absolute Tod – des Menschen, der Menschen, der Spra-

che und der Vorstellungskraft, der Zeit und des Geistes ...»

Bei uns in der Stiftung melden sich auch immer wieder Kinder von Nazis, die sich ihrer Familienvergangenheit stellen wollen, denn auch in diesen Familien wurde oft geschwiegen und viel verheimlicht. Für sie ist es in einem ganz anderen Sinne unheimlich schwierig. Umso mehr berührt es mich, dass sie die Stiftung auch finanziell unterstützen.

Sie haben bereits gesagt, dass Sie von der Familiengeschichte erst erfahren, als Sie bereits etwas älter waren. In welchem Alter sollte man eigentlich mit der Holocaustaufklärung beginnen und wie soll sie aussehen?

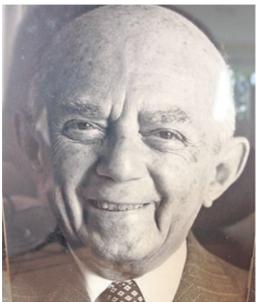
Meiner Meinung nach etwa ab einem Alter von zwölf Jahren. Was die Gestaltung betrifft, so arbeiten wir immer zielgruppenspezifisch und massgeschneidert. Wichtig ist dabei, dass man es nicht mit blossen Zahlen und Fakten, sondern auch mit Herz und Bezug zum persönlichen Alltag und zu aktuellen Fragen der Gegenwart vermittelt. Gerade mit Blick auf die Gegenwart kann ich sagen: Meine Familie weiss aus eigener Erfahrung was geschlossene Grenzen und unsichere Lebensbedingungen bedeuten.

Der Grossvater

Moses Strauss (1887 bis 1981)

Moses Strauss wurde am 20. Dezember 1887 in Eschau in Deutschland geboren. Er war ein deutscher Arzt, Autor und kurzzeitig auch Gemeindevorsteher der orthodoxen-jüdischen Gemeinde in Heilbronn. Im Dezember 1937 floh er vor den Nationalsozialisten nach Liechtenstein und liess sich in Schaan nieder. Dort lebte er bis nach dem Krieg mit seiner Frau Elsi und seinen Kindern, mit Ausnahme seines Sohnes Walter, in der Fürst-Johannes-Strasse 52. Da er hierzulande nicht als Arzt arbeiten durfte, begann er mit dem Schreiben populärmedizinischer Bücher. Er beteiligte sich in Liechtenstein massgeblich am jüdischen Leben und stand der jüdischen Religionsgemeinschaft in Liechtenstein vor, was ihm unter NS-Sympathisanten, die Bezeichnung «Oberrabbiner» einbrachte.

Ausserdem setzte er sich im 1940 gegründeten «Hilfsverein der Juden in Liechtenstein» ein und sass von 1941 bis 1945 in dessen Vorstand. Der Verein wurde zur Unterstützung für hilfsbedürftige jüdische Familien im Land gegründet und half ihnen in finanziell schwierigen Zeiten. 1939 drohte ihm und seiner Familie die Ausweisung aus Liechtenstein: Ihm wurde in Deutschland sein Pass aberkannt und so drohte ihm der Entzug der Aufenthaltserlaubnis in Liechtenstein. Am 24. August 1939 teilte ihm die Regierung mit, dass sie die Aufenthaltserlaubnis verlängern könne, wenn er seine neuen Papiere vorlegt oder 55 000 Franken zahlt. Geld, das er nicht hatte, weshalb er nur noch eine Tolernanzbewilligung von drei Monaten erhielt. Er plante bereits seine Ausreise, wie ein



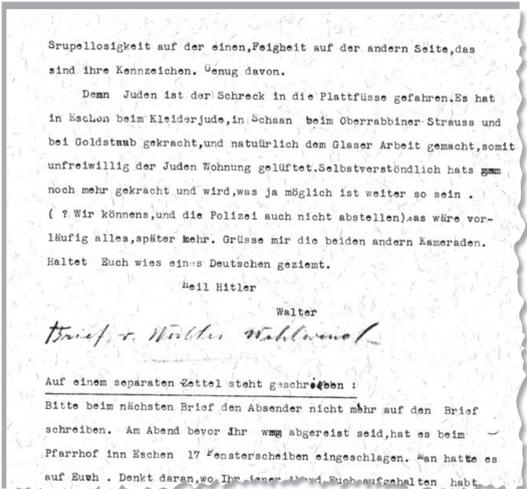
Moses Strauss. (Foto: ZVG)

Brief an die fürstliche Regierung vom 25. November 1941 – bezüglich der Schulabwesenheit der Tochter Edith – zeigte. Letztendlich wurde er jedoch wie die anderen jüdischen Familien mit Toleranzbewilligung nicht ausgewiesen und durfte bis Kriegsende im Fürstentum bleiben.

Quellen und Lesematerial

- Geiger Peter: Kriegszeit, Liechtenstein 1939 bis 1945, Band 1 und 2, Vaduz/Zürich 2010
- Jud, Ursina: Liechtenstein und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus, Vaduz/Zürich 2005
- Winter, Gadi: Dem Tod entronnen – Zwei jüdische Schicksale während des Zweiten Weltkriegs, Zürich 2008

Nationalsozialistische Hetze



Walter Wohlwend, Ortsgruppenleiter Eschen-Nendeln der Volksdeutschen Bewegung und Freiwilliger der Waffen-SS, schreibt Heinrich Feger, ebenfalls Mitglied, am 29. November 1938 diesen Brief (Seite 2), in dem er sich zufrieden zu Bölleranschlägen gegen Juden, unter ihnen auch Moses Strauss, zeigt. (Quelle: www.e-archiv.li/D/41922)

heimat. Ihr seid nicht nur unsere Schande, sondern die größte Gefahr für die Zukunft unserer Heimat!

Jagd hinaus sie aus dem Land, tragt nicht länger mehr die Schand, nicht mehr feil sei unsre Ehre. Diese Juden, Deserteure, diese Troyer, Tausk und Strauß, werft sie endlich doch hinaus!

Schwere Schußverletzung. In den ersten Mordeintunden des Montags wurde Gipsler En-

«Der Umbruch» vom 30. Juni 1943 veröffentlichte ein Gedicht, in dem auch Strauss namentlich genannt wurde: «Jagd hinaus sie aus dem Land, tragt nicht länger mehr die Schand, nicht mehr feil sei unsere Ehre. Diese Juden, Deserteure, diese Troyer, Tausk und Strauss, werft sie endlich doch hinaus!». (Quelle: www.e-archiv.li/D/41893)